



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Dörthe Binkert

Jessicas Traum

Roman

dtv

Von Dörthe Binkert
sind bei dtv außerdem erschienen:
Bildnis eines Mädchens (21317)
Brombeersommer (21593)
Weit übers Meer (großdruck 25324)



Originalausgabe 2016
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gesetzt aus der Documenta 9,75/14,25
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26109-8

So weit, so offen, so leer ist das Tal, dass man vor Glück oder Verlorenheit weinen könnte. Die Hügel, die das Tal zu beiden Seiten begrenzen – breite Wogen mit runden Kuppen, eine weitflächig rollende, sich hebende und senkende See aus Stein, grasüberwachsen. Mast und Segel des sich darin verlierenden, lächerlich kleinen Schiffchens: die Baumkronen, die das Haus beschützen vor fallenden, jagenden Winden.

Das ist Graig Ddu. Jessicas Cottage in Wales. Jessicas Traum.

Wrexham, 13. Februar

Der Himmel ist düster und schwer von Regen. Es ist Februar und mild. Ich bin in Wales, in Wrexham – gestern habe ich mich im Hotel *Belmont* in der Belmont Road einquartiert. Von hier aus ist es nicht weit zum *Maelor Hospital*, wo sie meine Freundin Jess hingebracht haben. Ich bin die Victoria Road bis zum Bellevue Park raufgegangen, dann den Park entlang, bis links die Watery Road direkt zu den Gebäuden des Krankenhauses abzweigt. Weil ich mich in Wrexham nicht gut auskenne, habe ich mir im Hotel einen Stadtplan geben lassen. Man kann den Weg gut zu Fuß machen. Immer wieder ist die Sonne durch die Wolken gebrochen, als ich zum Krankenhaus ging. Die Sonne wandert noch in flachem Bogen. Die Schatten sind tief, das Licht blendet, wenn es auf die Karosserien der Autos fällt.

Was man alles wahrnimmt, während man mit dem Kopf doch ganz woanders ist. Oder worauf man sich konzentriert, um das Schreckliche nicht denken zu müssen.

Ich weiß nicht, ob Jessica mich erkannt hat. Weder gestern noch heute hat sie die Augen geöffnet.

»Ich bin's, Ann!«, hab ich gesagt und ihre Hand genommen. »Hörst du mich? Erkennst du meine Stimme? Ann!«

Aber sie hat nicht reagiert, kein Zucken, nicht der leiseste Gegendruck von ihrer Hand. Nur das monotone Piepsen der Maschinen, das leise Zischen des Beatmungsgeräts. Ihr lan-

ges blondes Haar lag ordentlich gefächert auf dem Kissen, eine Krankenschwester muss es gekämmt haben, als sie Jess das Gesicht wusch.

Ihre schön gewölbte Stirn, der dichte Kranz der Wimpern. Was geschieht hinter dieser Stirn, den geschlossenen Augen? Dieser tiefe, unheimliche Schlaf. Ich kann das alles noch nicht glauben.

Am Donnerstag, vorgestern, rief mich Nick in Zürich an. »Vielleicht willst du kommen«, sagte er. »Jess ist im Krankenhaus, in Wrexham. Sie hat versucht, sich umzubringen. Es sieht nicht gut aus.«

»Ich komme«, sagte ich. »Wie heißt das Krankenhaus? Wo bist du untergebracht? Hast du Amy bei dir?«

Er antwortete wie in Trance.

»Okay«, sagte ich. »Ich fliege nach Manchester oder Liverpool und miete einen Wagen. Wenn es irgend geht, morgen. Gib mir die Telefonnummer deiner Freunde in Wrexham, damit ich dich erreichen kann.«

Am nächsten Morgen ging ich in Zürich schon mit gepackter Reisetasche ins Kunswissenschaftliche Institut, wo ich arbeite, und meldete mich für zwei, drei Tage ab. Das war kein Problem, es lag nichts Dringendes an. Kurz vor Mittag nahm ich den Flug nach Manchester, zwei Stunden später landeten wir. Ich mietete ein Auto und fuhr nach Wrexham. Die Route über Chester ist die schnellste – in gut einer Stunde war ich da.

Nick war im Krankenhaus, als ich bei seinen Freunden anrief, aber die Frau, die sich meldete, holte Amy ans Telefon.

»Hi, Annie«, sagte Amy. Das war alles. Sie war völlig verstört.

»Hi, Amy! Wir sehen uns bald, ja?«, rief ich ins Telefon, aus

dem nur Schweigen zurückkam. »Ich geh jetzt zu Jess ins Krankenhaus und zu Daddy. Und dann sehen wir uns. Spätestens morgen.«

Wahrscheinlich nickte Amy auf der anderen Seite.

Amy ist mein Patenkind. Ich kannte sie schon, als man von Jessicas Schwangerschaft noch gar nichts sah. Ich konnte zuschauen, wie sie wuchs, wie Jessies Bauch sich erst sanft und dann immer heftiger wölbte, bis ihre Figur aussah, als wäre sie einem Vexierspiegel entsprungen.

Gott sei Dank hat Nick Bekannte in Wrexham, bei denen er mit Amy wohnen kann. So muss er sie nicht mitnehmen, wenn er ins Krankenhaus geht. Sie ist mit ihren fünf Jahren doch noch viel zu klein, um zu verstehen, was geschehen ist.

Im Krankenhaus fragte ich mich zur Intensivstation durch.

»Ich bin so was wie ihre Schwester«, sagte ich, »ihre deutsche Familie. Bitte, ich muss sie sehen.« Da ließen sie mich durch.

Nick war bei ihr. Wir umarmten uns wortlos und saßen dann an Jessicas Bett, jeder auf einer Seite.

»Wann ist es passiert?«, fragte ich.

»In der Nacht auf Mittwoch.«

Ich sah auf Jessicas verbundene Handgelenke. »Sie hat sich die Pulsadern aufgeschnitten ...«

»Und Schlaftabletten genommen.«

Ich sah, dass Nick kaum etwas herausbrachte. Die einen reden im Schock ununterbrochen, die anderen sagen gar nichts.

»Ich kann dich ablösen«, sagte ich, »damit du ein paar Stunden schlafen kannst. Zwei, drei Tage kann ich bleiben und mich auch um Amy kümmern, wenn du willst.«

Er nickte vage.

»Ich kann dich auch mit dem Auto nach Graig Ddu fahren, wenn du zwischendurch mal nach dem Haus sehen musst. Oder hast du inzwischen einen Wagen?«

Nick schüttelte den Kopf.

»Wie seid ihr bloß vom Berg runter zur Landstraße und weiter gekommen? Wie hast du überhaupt Hilfe geholt? Oder habt ihr inzwischen ein Telefon?«

Nick antwortete nicht auf meine Fragen, er sagte nur: »Ja, ich sollte morgen zum Haus rauf. Ich muss dringend nach den Tieren sehen. Aber John fährt mich, kein Problem.«

Ich bot an, dass Amy solange zu mir ins Hotel kommen könne; ich fand es besser, sie nicht gleich mit nach Graig Ddu zu nehmen. Aber Nick wollte, dass sie bei ihm blieb, und ich beharrte nicht auf meinem Vorschlag. Wahrscheinlich wollte auch Amy sich jetzt um keinen Preis von Nick trennen.

»War Amy schon hier im Krankenhaus?«

»Nein«, sagte Nick müde. »Die Intensivstation ist nichts für Kinder. Aber kaum komme ich zu John und Ellen zurück, fragt sie, ob Jess wieder spricht. Und wenn ich sage, nein, sagt sie jedes Mal: »Ist sie jetzt tot?««

Nein, das ist sie nicht.

»Man muss abwarten«, haben die Ärzte zu Nick gesagt, »wir tun, was wir können. Ihre Frau ist jung, das Herz ist gesund. Aber ob sie es schafft, das können wir nicht sagen.«

Gestern Abend habe ich noch kurz Amy gesehen, Nick kam mit ihr im Hotel vorbei. Heute wollten sie zum Haus.

»Die Hühner müssen doch was zu fressen bekommen«, sagte Amy ernst.

»Und der Hund?«, fragte Nick und nahm sie in den Arm.

»Jack auch«, bekräftigte sie, »aber Jack ist bei uns, und die Hühner sind ganz allein.«

Und ich sitze hier in meinem Hotelzimmer und kann nichts anderes tun, als alles über Jess und Nick und mich aufzuschreiben, woran ich mich erinnere. Ich habe schon im Krankenhaus damit angefangen, die stille, reglose Jess in ihren weißen Kissen neben mir. Als ob mir so klarer würde, warum sie sterben wollte. Als ob ich sie am Leben erhalten könnte, indem ich von ihr spreche. Damit sie, gefangen in einer Zwischenwelt mit zwei Ausgängen, die Tür zurück ins Leben nimmt.



Ich war dabei, als Nick und Jess sich zum ersten Mal begegneten, damals, im Februar vor sechs Jahren, in London. Jess und ich hatten uns ein paar Monate vorher kennengelernt. Wir studierten beide Anglistik am University College in London und schrieben eine Seminararbeit zusammen. Bis dahin hatten wir noch kein Wort miteinander gesprochen, uns nur immer zugelächelt. Jess kam meist zu spät zur Vorlesung oder ins Seminar und quetschte sich dann irgendwo auf ein freies Plätzchen. Ich bin jemand, der immer zu früh da ist. Aber als der Dozent Gruppenreferate verteilte, zwei bis drei Leute für ein Thema, saßen wir zufällig nebeneinander, zum ersten Mal. Wir sahen uns an, und die Sache war klar.

Es ging um Shakespeare, um die Personenkonstellation in einer seiner Komödien. Ich glaube, es war *Wie es euch gefällt*, aber an mehr erinnere ich mich nicht. Wir nahmen die Arbeit nicht besonders ernst. Natürlich wollten wir englische Literatur studieren, vor allem aber wollten wir in London sein.

Man fragt sich, wie so was geht, aber Jessica und ich hat-

ten uns gefunden, als wenn ein Magnet uns zueinander hingezogen hätte. Sie war Deutsche wie ich, wir beide machten unser »Englandjahr« – und wir wurden sofort dicke Freundinnen. Auch bei Freundschaften gibt es so was wie »Liebe auf den ersten Blick«, eine geheime Anziehung, die man nicht erklären kann. Jess war mir sofort aufgefallen, und ich freute mich riesig, als sie mein Lächeln erwiderte.

Anders als ich war Jessica noch ziemlich am Anfang des Studiums. Sie hatte zuerst Biologie studiert, dann aber sehr bald umgesattelt.

»Ich beneide die Leute, die ganz genau wissen, was sie wollen«, sagte sie und zog ihren typischen Schmolmund dazu.

Sie hatte etwas Verspieltes, Weiches, Anschmiegsames, auch etwas Ungeföhres, das noch auf Prägung wartete. Das gefiel mir, vielleicht weil ich selbst ziemlich zielstrebig bin, zumindest entschiedener, ein eher kantiger Typ. Ich war damals vierundzwanzig, fast vier Jahre älter als Jess, und lebte nicht wie die meisten Studenten in einem Studentenheim, sondern in einer Wohngemeinschaft. Jessica kam zum Arbeiten meist zu mir. Sie wohnte zur Untermiete bei einer Witwe, die Owen hieß und es nicht gern sah, wenn Jess Besuch hatte.

»In dem Punkt kann ich sie verstehen«, meinte Jess großmütig, als ich mich darüber wunderte. »Das Haus ist klein, sie vermietet das Zimmer nur, weil sie Geld braucht. Sie fühlt sich bedrängt, wenn dauernd Fremde da ein und aus gehen.«

Jess hat immer Verständnis für andere. Manchmal zu viel, finde ich.

An dem Tag, an dem wir Nick zum ersten Mal sahen, hatten wir bei mir zu Hause gearbeitet. Als wir genug hatten, gingen wir auf ein Bier in den Pub gleich um die Ecke.

Jessica fiel überall auf. Das Blond ihrer Haare leuchtete im Dunst des dunkel getäfelten Pubs und floss ihr über die Schultern, als wollte sie es wie Rapunzel aus dem Turm herablassen, damit der Prinz sich daran hochziehen konnte. Wir zwängten uns an einen Tisch.

Jess sagte: »Bleib sitzen, ich hol uns was«, und ging zur Theke. Sie wandte sich noch einmal zu mir um, rief fragend in den Raum: »Wie immer?«, streifte dabei mit der Schulter den Arm des Mannes, der an der Theke stand, und wandte sich, nachdem ich genickt hatte, wieder dem Barkeeper zu. Dann sagte sie ein paar Worte zu dem Fremden. Ich sah ihn lächeln, es war kein breites Lächeln, nur eine huschende Bewegung, die sein Gesicht kurz aufhellte. Er war dunkelhaarig und älter als wir, an die dreißig, schätzte ich. Gut gebaut. Etwas schwerfällig. Nein, vielleicht eher ernst als schwerfällig, introvertiert, kein Aufreißer auf den ersten Blick.

So fing es an mit Nick und Jess.

Die Biergläser noch in der Hand, setzte sich Jessica neben mich, stellte ein Glas Ale vor mich hin, behielt ihr eigenes in der Hand, sagte »Cheers!« und tauchte die Oberlippe in den dichten, sahnigen Schaum ihres Guinness. Dann ging mir auf, warum sie sich neben mich gesetzt hatte und nicht gegenüber. Nur so konnte sie Nick im Auge behalten, der am Tresen stand: schwarze Jeans, schwarzes Shirt, die Haare glatt und dunkel, eher lang als kurz, wohl weil er keinen Wert auf einen modischen Haarschnitt legte. Definitiv nicht der Typ Banker aus der City, der sich nach Feierabend ein Glas gönnt. Er stand von uns abgewandt, und Jessica, in den Anblick seines Rückens vertieft, schwieg. Ich hatte das

Gefühl, dass sie lieber neben Nick an der Theke stehen geblieben wäre.

»Er gefällt dir, oder?«, fragte ich und zeigte mit dem Kinn in seine Richtung.

Jess wiegte den Kopf und zuckte mit den Schultern, als wisse sie es noch nicht, nickte dann, ohne mich anzusehen, und fing an, über unsere Seminararbeit zu sprechen. Dabei hatten wir die Bücher eigentlich für heute vergessen wollen.

»Essen wir hier was?«, unterbrach ich sie, »oder sollen wir bei mir eine Dose aufmachen?«

Wir aßen selten im Pub, weil vor allem Jess mit jedem Penny rechnen musste, aber ich wollte ihr Gelegenheit geben, noch mal an die Theke zu gehen und Nick anzusprechen, der immer noch an der Bar lehnte, ohne sich mit irgendjemandem zu unterhalten. Er wirkte auch mehr wie ein Einzelgänger.

Sie zögerte. »Nein, lass uns gehen!« Vielleicht war sie enttäuscht, dass Nick sich nicht ein einziges Mal nach uns umgedreht hatte, obwohl die Typen links und rechts von ihm immer wieder herübersahen, dahin, wo Jessicas Haar Gold spannt und ihre weiße Haut heller schimmerte als das Licht, das die verstaubten Milchglaslampen verbreiteten. Sie stand auf, zog ihren kurzen Rock mit dem Rosenmuster in Form und ging mir voraus an Nick vorbei aus dem Lokal. Ich folgte mit einigen Schritten Abstand. Jetzt schaute er ihr nach, sekundenlang, und tat es noch immer, als ich an ihm vorbeiging. Jess hielt mir die Pubtür auf und sah dabei in die dämmrige Höhle der Kneipe zurück. Ihr Blick muss seinen getroffen haben.

»Gehen wir zu dir«, sagte Jessica und hakte sich bei mir unter.

Wir bewohnten das kleine Haus in der Bonny Street in Camden Town zu dritt. Alice hatte das größte Zimmer, ich das zweitgrößte und Peter neben seinem kleinen Zimmer noch die ausgebaute Mansarde. In der Küche stand ein ausladender Tisch, an dem wir hier und da zusammen aßen. Im Laufe der Jahre war er mehrmals farbig lackiert worden. Augenblicklich war der Tisch rot, aber die Farbe war an verschiedenen Stellen abgeplatzt und ließ das Grün des vorhergehenden Anstrichs durchscheinen. Unter einem der Tischbeine klemmte ein umgeknickter Bierdeckel, damit der Tee nicht aus der Tasse schwappte, wenn man zufällig die Ellbogen auf die Tischplatte stützte. Der Küchenschrank quoll über von Haferflocken (Alice liebte Porridge), angebrochenen Teedosen, rieselnden Zuckerpackungen, halb vollen Marmeladegläsern (von Peters Mutter), deren verklebte Schraubverschlüsse sich nicht mehr öffnen ließen, und natürlich Dosen: Chili con Carne, Baked Beans in Tomatensauce und dergleichen mehr. Es sah so aus, wie es in den meisten Wohngemeinschaften eben aussieht.

Das Haus war ziemlich heruntergekommen, aber halbwegs günstig, was man von London im Großen und Ganzen nicht grade sagen kann. Die Besitzer kümmerten sich um gar nichts, und die Mieter hatten kleinere Schäden schon immer und ohne viel Sachkenntnis selbst geflickt. Die Badewanne stand auf elegant geschwungenen Füßen, aber das Emaille war gelblich verfärbt und rau von zu scharfen Reinigungsmitteln, rostige Stellen gab es auch. Der Spiegel hatte ein paar blinde Flecken, aber es war eine Sache der Gewöhnung, sich entweder geduckt oder mit gerecktem Hals im blanken Teil zu betrachten.

Jessica war begeistert von unserer Wohnung und dem gewissen Schlendrian, der in vielen Wohngemeinschaften

einreißt, wenn sich niemand mehr mit Putzplänen unbeliebt machen will. Die Witwe Owen, bei der sie wohnte, hatte in Bad und Küche Zettel angebracht, auf denen mit Ausrufungszeichen versehene Anweisungen standen, wie beide Räume zu benutzen waren. Im Bad stand: »Türe nach Lüften bei Verlassen anlehnen, nicht schließen!«, in der Küche: »Tür bei Verlassen ganz schließen! Immer Toaster- und Wasserkocher-Stecker rausziehen!!« Mrs Owen hielt sich selbst eisern an ihre Regeln, die in unverwüstlichen, inzwischen opak verfärbten Plastikfolien steckten und, so Jessica, wahrscheinlich schon Mr Owen ins Grab gebracht hatten.

»Und du wirst es nicht glauben«, rief Jess eines Tages aufgebracht, »die Frau geht einfach in mein Zimmer, wenn ich nicht da bin, und wühlt alle meine Sachen durch!« Sie zog die Augenbrauen zusammen, sodass sich zwei senkrechte, bedrohlich aussehende Stirnfalten über der Nasenwurzel bildeten. »Es ist unglaublich! Sie sieht meine Post durch!«

Jess genießt es, sich aufzuregen. Das ist ihr schauspielerisches Talent. Diesmal war sie wirklich sauer, aber manchmal zieht sie auch eine Show ab. Erst viel später habe ich mich gefragt, ob sie hinter ihrer Schauspielerei nicht ihre wahren Gefühle verbirgt.

»Hast du sie denn mal darauf angesprochen?«, fragte ich.

»Ja, hab ich! Ich habe sie höflich gebeten, mein Zimmer nicht unaufgefordert zu betreten. Und weißt du, was sie geantwortet hat? ›Dies ist mein Haus‹, hat sie ganz kühl gesagt, ›und in meinem Haus kann es keine verbotenen Zimmer geben. Ich trage seit Mr Owens Tod die Verantwortung für alles, was hier vor sich geht, also muss ich auch das Recht haben, jeden Ort des Hauses zu betreten.«

Ich prustete los. Jess sah mich strafend an und brach dann selbst in Gelächter aus. »Du hast gut lachen!«, brummte sie.

Jess fügte sich in das Unvermeidliche, weil sie kein billigeres Zimmer fand, schlief aber gerne bei mir, wenn es sich ergab. Alice war einverstanden, dass Jessica ihr Bett benutzte, wenn sie nicht zu Hause war (was oft vorkam). Ein paarmal hatten Jess und ich auch schon zusammen in meinem Bett geschlafen, ein breites Monstrum mit dunklem Kopf- und Fußteil aus Nussbaum, in dem man sich im Laufe der Nacht zwangsläufig näher kam, weil die jahrzehntealte Federkernmatratze eine Kuhle hatte. Wenn wir im Schlaf aneinanderstießen, rollten wir uns wieder den Matratzenhang hinauf, ohne richtig aufzuwachen.

An jenem Abend, als wir aus dem Pub kamen, waren weder Peter noch Alice zu Hause. Wir machten uns eine Tiefkühlpizza und aßen sie vor dem Fernseher, der vom Eisschrank auf uns heruntersah. Die BBC brachte die x-te Folge oder Wiederholung von *Inspector Lynley*, und danach hörten wir *Wild Things Run Fast* von Joni Mitchell. Wir summten es beide mit:

*When I saw you standing there
I said to myself
M-m-m here's a place
I could break down and care . . .*

Gegen Mitternacht wickelte sich Jess in den Mantel, den sie in der Portobello Road auf dem Flohmarkt entdeckt und in den sie sich sofort leidenschaftlich verliebt hatte, und ging nach Hause. Nick hatten wir den ganzen Abend mit keinem Wort erwähnt.



In den darauffolgenden Tagen sah ich sie nicht. Und dachte nicht weiter an unseren Besuch im »Prince Albert«, vor allem weil mich am nächsten Tag ein Studienkollege aus Frankfurt anrief, der nach London gekommen war, um sich eine große Whistler-Ausstellung anzusehen. Ich studierte Kunstgeschichte im Nebenfach und kannte Achim aus einem Seminar über Cezanne. Eigentlich kannte ich ihn nur flüchtig und war überrascht, dass er sich bei mir meldete. Wir besuchten zusammen die Ausstellung und bummelten am Nachmittag durch London. Ich weiß noch, dass er in dem Lokal, in dem wir einkehrten, den Pullover auszog und unter seinem kurzärmeligen T-Shirt muskulöse braune Arme hervorkamen. Seine Bräune stach ins Auge unter all der blassen Londoner Haut. Es war schließlich Winter. Achim hatte gerade an einer archäologischen Ausgrabung in der Türkei teilgenommen und lachte, als ich ihn auf seine gute Farbe ansprach. »Die Archäologen sind eben attraktiver, als man meint! Wenn du Kunstgeschichte im Hauptfach hättest, würdest du mehr von meiner Sorte kennenlernen. Viele von uns belegen Archäologie im Nebenfach.«

Zum Abendessen war er schon verabredet. Das fand ich schade, Achim schien es auch zu bedauern.

Ich schlief schon fast, als er anrief und fragte, ob ich noch Lust auf einen Drink hätte. Ja, das hatte ich.

Gegen drei oder vier Uhr morgens, nach einigen Joints und ziemlich viel Alkohol, landeten wir in seinem Hotel und verbrachten die Nacht zusammen. Obwohl One-Night-Stands nie mein Spezialgebiet waren, kam das selbst bei mir schon mal vor. Wir trennten uns am Morgen freundschaftlich und ohne falsche Sentimentalität. Achim packte gleich nach dem Frühstück seine Sachen, er musste zum Flughafen, und keiner von uns wäre auf die romantische Idee ge-

kommen, dass er den Flug meinet- oder der Liebe wegen hätte verfallen lassen können. Vor dem Hotel umarmten wir uns.

»A & A, das passt gut zusammen«, sagte er nur und lächelte. »Falls wir mal ein Unternehmen zusammen gründen sollten, haben wir schon einen Namen.« Er warf die Reisetasche über die Schulter und ging los, drehte sich noch einmal um, winkte mir zu und rief: »Falls du je wieder nach Frankfurt zurückkommst, melde dich!«

Ich winkte mit beiden Händen wedelnd zurück und ging nach Hause. Auch wenn ich mich nur ungenau daran erinnerte – die Nacht war sehr schön.

Auf meinem Handy fand ich eine Nachricht von Jess: »Komme heute Abend vorbei und bringe was zu essen mit. Kiss.«

Sie brachte Fish 'n' Chips, ohne Essig, aber mit Mayo, wie wir es beide mochten, legte die durchgefetteten Tüten auf den Küchentisch und umarmte mich ungestüm. »Ich muss dir was erzählen!«, platzte sie heraus.

»Ich dir auch«, erwiderte ich.

»Dann erst du!« Das hieß, sie wollte sich länger ausbreiten.

»Okay«, sagte ich, »ich hab Achim getroffen, einen Studienkollegen aus Frankfurt. Er rief mich gestern an – ich bin aus allen Wolken gefallen. Wir kennen uns kaum. Aber wir waren den ganzen Tag zusammen unterwegs. War richtig schön.«

Ich holte das Ketchup aus dem Kühlschrank. »Willst du?«

Jess nickte und sah mich forschend an. »War das alles? Das kann ich nicht glauben, du siehst ziemlich glücklich aus. Da war doch sicher mehr!«

Sah ich glücklich aus? »Aber er ist heute früh schon wieder abgereist.«

Jess hatte immer noch ihren prüfenden Blick. »Das heißt rein gar nichts. Du wirst schon sehen!«

»Und du?«, lenkte ich ab, weil ich keine Lust hatte, die Sache zu vertiefen.

Jess holte tief Luft und schob ihren Teller zur Seite, als brauchte sie Platz für die große Neuigkeit. Sie trug den Rock mit den Rosen und strahlte. Es war nicht nur ihr blondes Haar, da war noch etwas anderes an ihr, so als ob der Raum heller würde, wenn sie hereinkam.

»Ich hab den Mann aus dem Pub wiedergetroffen«, sagte sie. »Er heißt Nick.«

Wen? In welchem Pub?, wollte ich fragen, aber dann erinnerte ich mich und sah wieder Nicks Blick vor mir, der sich an Jess' Rücken heftete, als wäre er dort angenäht.

»Und wo habt ihr euch wiedergetroffen?«

»Im selben Pub. Im ›Prince Albert.«

Also war sie in der Hoffnung, ihn wiederzusehen, wieder dorthin gegangen. Allein. Ohne mich. Obwohl es *unsere* Kneipe war und ich gleich nebenan und sie ziemlich entfernt in Hackney wohnte. Das gab mir einen kleinen Stich.

»Wir haben uns sofort wiedererkannt, und er hat mich auch gleich angesprochen«, sagte Jess strahlend, und ihre Stimme überschlug sich fast. »Wir standen ewig lang an der Theke, und irgendwann hab ich gesagt: Okay, ich muss dann mal wieder, aber gegangen bin ich nicht. Dann haben wir uns hingesezt und stundenlang weitergeredet.«

Jess übertreibt gern ein bisschen, aber diesmal schienen es wirklich Stunden gewesen zu sein.

»Als müssten wir uns jetzt oder nie alles übereinander erzählen. Als wäre es nicht wiedergutzumachen, wenn wir